

# Quo vadis universitas?

Kritische Beiträge zur Idee und Zukunft der Universität

Herausgegeben von Hans-Ulrich Rügger  
Nr. 8, Mai 2007

## **Zum Problem der Geistes- wissenschaften an der Universität**

von Christian Marek

Kontakt „Quo vadis universitas?“

Hans-Ulrich Rügger  
Universität Zürich, Forschung und Nachwuchsförderung  
8001 Zürich, Künstlergasse 15

<http://www.fnf.uzh.ch/quovadis.html>

ISSN 1662-2502

## Vorwort

Als im Jahr 1897 vom Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm des Vierten Bandes Erste Abtheilung Zweiter Theil (*gefoppe – getreibs*) erscheint, da findet sich ein Artikel *geisteswissenschaften*, der nicht einmal drei Zeilen füllt: „plur. neuerdings im gegensatz zu den naturwissenschaften, also philosophie, geschichte, philologie u.s.w.“ Anders hatte der bereits acht Jahre früher veröffentlichte Siebente Band (*n – quurren*) der *naturwissenschaft* mehr als ein Dutzend Zeilen gewidmet. Auf ihre Umschreibung – „die wissenschaftliche kenntnis der natur und naturgesetze, die naturkunde, naturforschung“ – folgen Zitate von Christian Wolff, Kant und Goethe. Die Gegenüberstellung ist illustrativ. Während die Naturwissenschaft als einheitlicher Begriff erscheint, wird für die Geisteswissenschaften offen gelassen, was sie eigentlich sind. Es reicht nur zu einer exemplarischen Aufzählung und dem bemerkenswerten Hinweis, dass das Wort im Gegensatz zu den Naturwissenschaften steht.

Dass dieser Gegensatz „neuerdings“ zur Kenntnis genommen wird, verdankt sich Wilhelm Dilthey, der im Jahr 1883 seine *Einleitung in die Geisteswissenschaften* veröffentlichte. Die Bearbeiter des Grimmschen Wörterbuchs hätten hier wenngleich nicht auf den ersten Seiten eine Begriffsbestimmung, so doch eine Bedeutung finden können, mit der Dilthey die Geisteswissenschaften als „ein selbständiges Ganzes neben den Naturwissenschaften“ umreisst, nämlich als das „Ganze der Wissenschaften, welche die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit zu ihrem Gegenstand haben“. So neuerdings, wie das Deutsche Wörterbuch vorgibt, war diese Gegenüberstellung nun allerdings nicht: Sie geht zurück auf die deutsche Übersetzung von John Stuart Mills *System of Logic, Rationcinative and Inductive* (1843), bei der Jacob Heinrich Wilhelm Schiel *moral science* mit „Geisteswissenschaften“ wiedergab (1849).

Unterdessen ist die akademische Welt komplexer geworden – es gibt mehr als zwei Kulturen. Die technischen Wissenschaften sind in einer eigenen Akademie verbunden und die Sozialwissenschaften, deren Gegenstand immer schon die gesellschaftliche Wirklichkeit ist, bilden eine eigene Domäne im Haus der Universität. Was immer man unter Geisteswissenschaften ver-

stehen will, sie gehören gegenüber den Naturwissenschaften noch allemal zur „anderen Hälfte des globus intellectualis“ (Dilthey). Und da sich das Bundesministerium für Bildung und Forschung entschlossen hat, nach sieben Wissenschaftsjahren eines für die Geisteswissenschaften auszurichten, sind Angehörige eingeladen, sich über die Aussichten aus ihrem Teil der intellektuellen Welt Gedanken zu machen. Den Anfang in dieser Reihe macht Christian Marek, der *molto con furioso* seiner Sorge über gegenwärtige Entwicklungen Ausdruck gibt. Er plädiert dafür, der geisteswissenschaftlichen Forschung und Lehre ihren Freiraum und ihre Souveränität zurückzugeben.

Für redaktionelle Unterstützung danke ich Petra Birrer.

Zürich, im Mai 2007, Hans-Ulrich Rüeegger

## Zum Problem der Geisteswissenschaften an der Universität

*„An dem Buche eines Gelehrten ist fast immer auch etwas Drückendes, Gedrücktes: der ‚Specialist‘ kommt irgendwo zum Vorschein, sein Eifer, sein Ernst, sein Ingrimm, seine Ueberschätzung des Winkels, in dem er sitzt und spinnt, sein Buckel, – jeder Specialist hat seinen Buckel. Ein Gelehrten-Buch spiegelt immer auch eine krummgezogene Seele: jedes Handwerk zieht krumm. [...] Jedes Handwerk, gesetzt selbst, dass es einen goldenen Boden hat, hat über sich auch eine bleierne Decke, die auf die Seele drückt und drückt, bis sie wunderlich und krumm gedrückt ist. Daran ist Nichts zu ändern. Man glaube ja nicht, dass es möglich sei, um diese Verunstaltung durch irgend welche Künste der Erziehung herumzukommen. Jede Art *M e i s t e r s c h a f t* zahlt sich theuer auf Erden, wo vielleicht Alles sich zu theuer zahlt; man ist Mann seines Fachs um den Preis, auch das Opfer seines Fachs zu sein. Aber ihr wollt es anders haben – ‚billiger‘, vor Allem bequemer – nicht wahr, meine Herren Zeitgenossen? Nun wohlan! Aber da bekommt ihr sofort auch etwas Anderes, nämlich statt des Handwerkers und Meisters den Litteraten, den gewandten ‚vielgewendeten‘ Litteraten, dem freilich der Buckel fehlt – jenen abgerechnet, den er vor euch macht, als der Ladendiener des Geistes und ‚Träger‘ der Bildung –, den Litteraten, der eigentlich Nichts *i s t*, aber fast Alles ‚repräsentiert‘, der den Sachkenner spielt und ‚vertritt‘, der es auch in aller Bescheidenheit auf sich nimmt, sich an dessen Stelle bezahlt, geehrt, gefeiert zu *m a c h e n*. –“*

Friedrich Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, Aphorismus 366<sup>1</sup>

*Quo vadis universitas?* Dieser Titel erinnert an einen jungen Basler Professor, der Vorträge hielt: *Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten*. Sein erstes Buch empörte die Fachkollegen solchermassen, dass sie ihn im Hörsaal für wissenschaftlich tot erklärten und in gedruckter Veröffentlichung aufforderten, von seinem Lehrstuhl herabzusteigen.<sup>2</sup> Er hatte bald darauf in seinem Seminar über Rhetorik der Griechen und Römer nur noch zwei Studenten, einen Germanisten und einen Juristen.<sup>3</sup> Krank und gedemütigt verliess er die Universität, distanzierte sich von seinem Fach, aber nicht von seiner Wissenschaft. Er starb 1900. Seine Name wurde weltweit bekannt

und das von den zeitgenössischen *peers* geschmähte Erstlingswerk hat in-  
zwischen Generationen von Kunst- und Literaturtheorien geprägt.

## Nutzlose Erkenntnisse

„Der Ansatz des Forschens  
ist nicht darauf gerichtet,  
etwas produzieren zu  
können.“

Der Gelehrte, der Wissenschaftler als Typus, war, wo immer er auftrat, sei-  
ner privaten Neugierde am meisten verpflichtet – in jeder Gesellschaft mit  
im wesentlichen utilitaristischer Wertorientierung an sich schon eine Provo-  
kation. Seiner Neugierde in die Tiefe nachzugehen, auf den Grund zu boh-  
ren, verträgt sich schlecht mit der Erwartung, einen palpablen Mehrwert zu  
produzieren, weder für die Gesellschaft noch in aller Regel für sich selbst  
(daher die krummgezogene Seele). Der Ansatz des Forschens ist nicht dar-  
auf gerichtet, etwas produzieren zu können: Die Kritik der reinen Vernunft  
oder die Allgemeine Relativitätstheorie ‚produzieren‘ nichts, auch wenn ihre  
Hervorbringung eine enorme intellektuelle Leistung darstellt. Leibnizens  
Binäres Zahlensystem wäre nie erdacht worden mit der Absicht, etwas zu  
erzeugen, das letzten Endes zum Computer führt. Brotlose Kunst war schon  
den Zeitgenossen des Thales und Pythagoras deren Forschen, was einer  
Anekdote zufolge den Thales bewog zu demonstrieren, dass es ihm nicht an  
der Fähigkeit, sondern am Willen gebricht, mit der Anwendung seiner Er-  
kenntnisse viel Geld zu verdienen: „...er habe“, erzählt Diogenes Laertius,  
„um den Beweis zu liefern, dass es gar kein Kunststück sei, reich zu wer-  
den, in Voraussicht einer reichen Ölfruchternte alle Ölpresen gemietet und  
dadurch ein enormes Vermögen gewonnen“ (Thales 26).<sup>4</sup>

Zu fast allen Zeiten pflegten die Staaten und Könige ihre orthodoxen Theo-  
logen und Technologen, blieb das Nachforschen der bloss Neugierigen da-  
gegen suspekt, ja waren, je nach Umständen, deren Erkenntnisse gefährlich  
und subversiv. Vielerorts musste man reich und frei sein – d.h. auf das Stre-  
ben nach Reichtum und Freiheit verzichten können –, um Forscher zu sein,  
mancherorts unerbittlich gegen sich selbst. Erst die Fürsten des neuzeitli-  
chen Europa (von einzelnen antiken Vorgängern abgesehen) entdeckten die  
scheinbare Paradoxie, dass nutzloses Forschen gute Bezahlung wert ist. Im  
Menschenbild der Aufklärung hat die Erkenntnis an sich einen nach allge-  
mein menschlichen Massstäben absurden Stellenwert erhalten, den die nach-  
folgenden Gesellschaften Europas zum Ideal ihrer Bildungsanstalten mach-  
ten. Die Universität Humboldtscher Prägung ist das üppigste Gewächs an

diesem Stamm, ihr Erfolg ungeheuer. Es wäre sinnlos aufzuzählen, was aus ihr und wiederum aus der fundamentalen Kritik an ihr hervorgegangen ist.

## Vermarktung der Wissenschaft

Wenn man heute (Januar 2007) am Flughafen Zürich ankommt und die Halle betritt, leuchtet an der Wand ein Werbescreen mit einfacher und eingängiger Botschaft: *from the brain to the market*. Kürzer könnte man herrschende Erwartungen an die Rolle der Universität zu Beginn des 21. Jahrhunderts kaum ausdrücken. Die Wirtschaft, und mit ihr ein Grossteil der Politik, übt einen wachsenden Druck aus, dass die Hochschulen zur Produktinnovation beitragen und die wirtschaftliche Verwertbarkeit zum Leitmotiv ihrer Wissenschaft machen. Akademische Forschung und Lehre sind entsprechend zu restrukturieren. Bildung ist nur insoweit notwendig, als sie befähigt, sich am globalen Markt intelligent und flexibel zu behaupten. Die Umerziehung beginnt mit der Sprache. Ein Teil der Hochschulangehörigen selbst, zuvorderst diejenigen, die sie repräsentieren und sich an ihrer Stelle gefragt und gefeiert machen, verliert sich immer heftiger in eine kontinuierlich Anglizismen gebärende Imponiersprache, die derzeit das Maximum an Zustimmungserreiz auf die Politik aussendet, von der Allgemeinheit indessen überhaupt nicht verstanden wird. Dieser gegenüber genügt in Deutschland der Satz, dass man den faulen Professoren und Lehrern Beine machen muss.

„Bildung ist nur insoweit notwendig, als sie befähigt, sich am globalen Markt intelligent und flexibel zu behaupten.“

Es sind die Alleinherrschaft der Ökonomie in der Denk- und Gesprächskultur des post-postmodernen Zeitalters schlechthin und mit ihr der Glaube an den Markt – nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Gegenideologie am Ende des 20. Jahrhunderts mit dem Nimbus des Sieges glänzend und zur globalen Verheissung vom privaten Reichtum condescendiert –, die alle erfassen. Das mag unwiderstehlich sein. Gedanken darüber in die Diskussion um Bildungsplanung an Universitäten einzubringen, ist heute weitgehend verpönt. Peter Sloterdijk spricht von der enormen Entspannung und Verwöhnung, die es mit sich bringt, „dass die Idee der Bildung verschwindet, weil heute niemand mehr bereit ist, die Wegekosten der Bildung, also das Leid für die Erfahrung, auf sich zu nehmen“.<sup>5</sup> Warnungen vor möglicherweise substanziellen Verlusten verhallen. Viele Akademiker, vielleicht die meisten, schweigen. Journalisten und Feuilletonisten reiben sich die Augen und artikulieren Protest, der in den Hochschulen selbst kaum aufkommt.<sup>6</sup>

## Geisteswissenschaftliche Forschung

„Wenn die Ökonomisierung der Universität gesamtgesellschaftlichen Konsens findet, wird es Geisteswissenschaft an Hochschulen vermutlich nicht mehr geben.“

Mein Thema sind die Geisteswissenschaften. Man spricht längst über ihre Krise. 2007 ist das Jahr der Geisteswissenschaften. Wenn die angedeutete Ökonomisierung der Universität gesamtgesellschaftlichen Konsens findet – was keineswegs sicher ist – wird es Geisteswissenschaft an Hochschulen vermutlich nicht mehr (oder nur noch dem Namen nach) geben. Von dieser Schicksalsfrage abgesehen und unter der Voraussetzung, dass Geisteswissenschaften eine Rolle spielen sollen, möchte ich einige Gedanken und Beobachtungen aus der Innenperspektive der Universität äussern, die sich mir über viele Jahre hinweg aufdrängen. Sie fallen notgedrungen subjektiv aus und sind geeignet, dass ich mich mit ihnen zwischen alle Stühle setze.

Was braucht eigentlich geisteswissenschaftliche Forschung? Sie ist darauf angewiesen, ihre Objekte – z.B. menschliches Tun und Verhalten, Sprache, Kunst – aus ihrer Genese und dem Vergleich mit anderen Phänomenen zu erklären. Dazu bedarf es weit in die Vergangenheit zurückreichenden Wissens, das zumeist (immer noch) in Büchern gesammelt, von Forschenden und Studierenden für die je eigene Erkenntnis und Urteilsbildung verstanden und ausgewertet wird. Die Grundausstattung der Forscherinnen und Forscher eines guten geisteswissenschaftlichen Instituts oder Seminars ist ihre Bibliothek. Eine vorzügliche Fachbibliothek lässt sich nicht von heute auf morgen zusammenstellen, sie ist das Ergebnis langjähriger Akquisitionspolitik der Spezialisten, deren Kenntnisse, deren Beherrschung ihres Fachs und deren Beziehungen zur internationalen Wissenschaft sich in der Qualität der Sammlung niederschlägt.

„Könnte es sein, dass die Reformuniversität unserer Tage an der für die Möglichkeit der Herausbildung von Exzellenz wesentlichen Substanz verliert?“

Jede Universität möchte zur Elite gehören, alle Broschüren, Berichte und Medienauftritte beschwören heute Exzellenz.<sup>7</sup> Aber was bedeutet und wie entsteht Exzellenz? Könnte es sein, dass die Reformuniversität unserer Tage, so paradox es klingen mag, an der für die Möglichkeit der Herausbildung von Exzellenz wesentlichen Substanz verliert? Der ehemalige Kulturstatsminister der Bundesrepublik Deutschland, Julia Nida Rümelin, verfasste zum Einstein-Jahr einen Artikel mit dem Titel *Wider die Schmalspurwissenschaften*. Er vertritt darin die provozierende These, dass Wissenschaftler wie Albert Einstein oder Ludwig Wittgenstein im heutigen akademischen Milieu nicht die Spur einer Chance hätten, erfolgreich zu sein, „weil der heutige Wissenschaftsbetrieb keine Nischen mehr vorsieht, die

derart unkonventionellen Köpfen Entfaltungsmöglichkeiten geben“.<sup>8</sup> Leider ist Nida Rümelins Warnung nicht von der Hand zu weisen. Gewiss, die deutschsprachigen Universitäten der Schweiz, Österreichs und Deutschlands (von England, Frankreich, Italien, Skandinavien etc. nicht zu reden) sind heterogene, vielschichtige und vielfältige Organismen, wo auch heute wissenschaftliche Begabung sich entwickelt und geistige Spitzenleistungen erbracht werden. Zuzugeben ist auch, dass Einzelphänomene wie Einstein und Wittgenstein kein absoluter Massstab für eine Laufbahnprognose bezüglich unkonventioneller Köpfe sein können. Doch vermag Nida Rümelin vom Beispiel dieser beiden Forscher ausgehend aufzuzeigen, wo unter anderem im heutigen Wissenschaftsbetrieb ein bedenkenswerter Wandel eingetreten ist.

„Der als ‚Wissenschaft‘ wahrgenommene Bildausschnitt fokussiert auf aktuelle Produktivität und Design.“

Die tieferen Ursachen für diesen Wandel in vielen Zweigen der Geisteswissenschaften liegen nach meiner Beobachtung in dem wachsenden äusseren Druck, der von einer Metamorphose des Images der Wissenschaft ausgeht. Der als „Wissenschaft“ wahrgenommene Bildausschnitt fokussiert auf aktuelle Produktivität und Design. Das vorherrschende Klischee verlangt nach Messtafeln, Tabellen und Summen. Mit der erfassten Zahl, dem Quantum, gefragt ist die äussere Schale, die Verpackung. Demgegenüber gleitet die Wahrnehmung von Inhalten in den Hintergrund. Der inhaltliche Ertrag von Forschung begegnet zunehmend Gleichgültigkeit. Hinzu kommt der Aktualitätsdruck, der die Relevanz wissenschaftlicher Produktion – ganz analog zu Erfindungen – am Aufmerksamkeitspegel misst. Den dahingehend expandierenden Erwartungen vermögen sich Gruppen und einzelne Forschende schlechterdings nicht zu entziehen. Man mag das – offensichtliche Übertreibungen beiseite genommen – begrüßen. Allerdings ist die Gefahr einer Verarmung gerade derjenigen Qualitäten der Geisteswissenschaften unübersehbar, mit denen sie in der Vergangenheit ihre besten und auf Dauer in allen Teilen der Welt anerkannten Erfolge errungen hat. „Wissenschaft ist selten eine Sensation.“<sup>9</sup>

## Publizitis

Es ist zunächst eine an den Universitäten kaum und nur ungern zur Kenntnis genommene Tatsache, dass in den Geisteswissenschaften heute nicht zu wenig, sondern viel zuviel publiziert wird. Die ungebremste Publikationsflut führt dazu, dass immer mehr übersehen und Gelesenes immer schneller ver-

„Das Überangebot übt Zwang aus, aktuell, plakativ, schnell zu sein.“

gessen wird. Einer Expertenrecherche zufolge kann das zentrale deutsche Rezensionsorgan für die Geschichtswissenschaft, die *Historische Zeitschrift*, zwei Drittel bis drei Viertel der Fachpublikationen eines Jahres gar nicht mehr anzeigen, eine bedenklich grosse Zahl an Werken wird überhaupt nicht mehr registriert.<sup>10</sup> Die Zeit zwischen dem Erscheinen eines Buches und dem Datum, an dem es aus Buchläden und Prospekten verschwindet, wird immer kürzer, gerade auch bei Büchern, die bei Erscheinen überschwänglich gefeiert wurden. Die rasante Vermehrung von Titeln findet auf dem Hintergrund eines stagnierenden Buchmarktes statt. Das Überangebot übt Zwang aus, aktuell, plakativ, schnell zu sein, und das zu einem niedrigen Preis. Fussnoten, Indizes und Quellenzitate in fremden Sprachen sind Gift. Auflagen wissenschaftlicher Bücher sinken, zugleich werden Druckkostenzuschüsse gekürzt, die Preise steigen, die Ankaufsetats wissenschaftlicher Bibliotheken schmelzen (weltweit).

„Philologie ist nach Nietzsche zuallererst die Kunst, langsam zu lesen.“

Die auf den ersten Blick plausible Wahrnehmung, dass jemand mit fünfzig Publikationen jemandem mit fünfzehn wissenschaftlich überlegen ist, geht am wesentlichen Kriterium für die Urteilsbildung vorbei, das ist die Qualität: Welche neuen, über das bisher bekannte hinausführende Erkenntnisse, welche innovativen Gedanken enthält ein Werk, worin besteht sein inhaltlicher Reichtum? Das quantitative Output-Kriterium als herrschendes erzeugt an den Universitäten Konformität. In England hat sich die Zahl wissenschaftlicher Publikationen im Fach Geschichte seit Einführung des Research-Assessment-Prozesses verdoppelt. Die Hemmschwelle, aus Kleinigkeiten, die besser in einem grösseren thematischen Kontext ihre Aussagekraft entfalten, einen Aufsatz herauszudestillieren, sinkt. Quellencorpora und komplexe Studien werden zerlegt und in Teilen, anschliessend noch einmal zusammengesetzt publiziert. In exuberanter Blüte steht die Herausgeberschaft. Wenn man, etwa mit Hilfe der bibliographischen Beilage der Zeitschrift *Gnomon*, für die Altertumswissenschaften die in den letzten beiden Jahrzehnten erschienenen Bücher überschaut, so handelt es sich in einem stetig anwachsenden Umfang um sogenannte Sammelwerke: Unter dem Namen oder den Namen einer Herausgeberschaft sind eine ganze Anzahl von Aufsätzen verschiedener Gelehrter zusammengestellt. Ein Grossteil sind Vorträge, die auf Tagungen, Symposien, Kongressen gehalten wurden. Aber Vortrag und Aufsatz sind nicht dasselbe. Ein zur Publikation fertiger Aufsatz kann ungeeignet sein, vorgetragen zu werden, weil kaum ein Zuhörer folgen würde, weil der Gedankengang langsames Lesen und Nachdenken, auch Nachprüfen erfordert. Philologie ist nach Nietzsche zualler-

erst die Kunst, langsam zu lesen.<sup>11</sup> Umgekehrt gibt es Vorträge, die sich nicht eignen, in der gehaltenen Form gedruckt zu werden, nicht weil sie dafür zu schlecht wären, sondern weil sie, um dem Leser dasselbe zu beweisen, was man dem Hörer dargelegt hat, umgearbeitet werden müssen. Wo das schnelle Produkt immer dringender nachgefragt ist, nehmen Herausgeber und Zulieferer von Tagungsbänden auf solche Feinheiten verständlicherweise ungern Rücksicht, zumal das Aktualitätsfenster sich schnell wieder schliessen kann. Nicht selten vermag auch ein kluger Buchtitel die Heterogenität und innere Unvereinbarkeit der Einzelbeiträge nur schlecht zu maskieren. Statt der in den Vor- und Nachworten gefeierten interdisziplinären Synthese pflückt die genaue Lektüre selten mehr als einen bunten Blumenstrauss von Aufsätzen.

„Wo es wichtiger wird, in der Aufmerksamkeitskultur Präsenz zu zeigen, schwindet die Bereitschaft, nach Essenz zu streben.“

Von einzelnen Autoren verfasste wissenschaftliche Bücher, die einem Gegenstand auf den Grund gehen, die in der Regel jahrelange intensive Konzentration voraussetzen, gibt es jenseits der Laufbahnarbeiten – Dissertationen und Habilitationsschriften – immer weniger.<sup>12</sup> Wo es wichtiger wird, in der Aufmerksamkeitskultur Präsenz zu zeigen, schwindet die Bereitschaft, nach Essenz zu streben. Publikationslisten einzelner Geisteswissenschaftler enthalten denn auch wachsende Anteile an Public Relations statt Wissenschaft: Broschüren mit Projektskizzen, Radio- und Fernsehinterviews, Internetauftritte, Leserbriefe. Damit keine Missverständnisse aufkommen: Es liegt mir völlig fern, derartiges verächtlich zu machen. Gute Wissenschaft soll in die Öffentlichkeit wirken und sich erklären. Ich will nur auf die auch interne Bedeutungsverlagerung aufmerksam machen, für die das Anwachsen der einen Publikationskultur und den Rückgang der anderen symptomatisch ist.

## Mode und Mainstream

Zur Hochschätzung der Vielproduktion und der Eventwissenschaft hinzu kommt die der Trendwissenschaft. Modernität wird als Originalität missverstanden, ja fast synonym mit dieser als Kriterium für Qualität genommen, „Unzeitgemässheit“ dagegen – Nietzsche schrieb *Unzeitgemässe Betrachtungen* – ist ein beinahe sicherer Grund, nicht wahrgenommen zu werden. Das beginnt schon bei der Thematik: Bestimmte Themen sind einfach nicht „in“, da kann man noch so viele neue Erkenntnisse beibringen. Aufmerksamkeit wird diesen nur im bescheidensten Umfang oder mit grosser Ver-

spätung zuteil, und im Ranking um Berufungen, Preise oder sonstige Auszeichnungen tauchen sie garantiert unter. In meinem Fach fällt mir auf, dass Anbieterei an modischen Mainstream, gepaart mit Beliebigkeit der Methoden, gern als geniale Querdenkerei daherkommt. Statt an Reichtum der Gedanken, Kraft und Struktur der Beweise zeichnen sich zu viele Beiträge durch eine brillante Rhetorik aus, die gegenstandslose Regelwerke entwirft, Inhalte beliebig selektiert oder Erkenntnisse als fiktionale Konstrukte diffamiert. Die Gleichgültigkeit gegenüber den Inhalten begünstigt den Terraingewinn von Dilettantismus.<sup>13</sup> Das Phänomen ist international bekannt und läuft Gefahr, geisteswissenschaftliche Forschung an sich – zu Unrecht – in Verruf zu bringen.<sup>14</sup>

Bedenklicher noch ist der Trend, dass auch in zentralen Forschungsfeldern ganz offenkundig bewiesene und methodisch nachvollziehbare, sozusagen harte Erkenntnisfortschritte in der Publikationsflut nicht etwa nur übersehen, sondern bewusst auch ignoriert werden, als ob sich im wissenschaftlichen Diskurs ein vollkommen beliebiger Meinungs- und Methodenpluralismus mittlerweile von selbst verstünde. Der innere Kreis der Gleichgesinnten und auf gleiche Weise Sprechenden ist alles, was zählt. Umgekehrt proportional zur täglichen Beschwörung der Interdisziplinarität steigert sich die Idiosynkrasie der Spezialisten innerhalb der Fachdisziplinen, die sich jedem Konsens über fundamentale Anforderungen an die Qualität ihrer Forschung zu entziehen versucht. Das geht so weit, dass geltend gemacht wird, auf dem spezifischen, von ihr erschlossenen Forschungsgebiet sei eine Habilitationsschrift dem Urteil anderer Fachgelehrter nicht zugänglich. Dass Forschungsfortschritte immer aus der Gesamtperspektive eines Faches einzuschätzen sind, statt aus Positionen atomisierter Spezialkenntnisse heraus, wird zurückgewiesen. De facto wächst die Parzellierung, z.B. in der Geschichte in methodisch-thematische Unterfächer wie Geschlechtergeschichte, Körpergeschichte, Mentalitätsgeschichte, Militärgeschichte. Hierhin gehört auch die leider immer häufiger geäußerte Klage französisch- oder deutschsprachiger Wissenschaftler, im angloamerikanischen Bereich nicht mehr wahrgenommen zu werden. Dem liegt aber keineswegs das Unvermögen von Amerikanern oder Engländern zugrunde, Fremdsprachen zu lernen, sondern eine auch innerhalb Kontinentaleuropas zunehmende Geisteshaltung, die der Akzeptanz der Publikation, ihrem Markt, den absoluten Vorrang vor ihrer wissenschaftlichen Validität gibt. Mit welcher Chuzpe hinter den Barrieren manchmal ‚Forschung‘ gefeiert wird, wo Einschlägiges draussen nicht ge-

„Mit welcher Chuzpe hinter den Barrieren manchmal ‚Forschung‘ gefeiert wird, wo Einschlägiges draussen nicht gesehen, längst Bekanntes wiederholt, das Rad immer neu erfunden wird, erstaunt und beunruhigt zugleich.“

sehen, längst Bekanntes wiederholt, das Rad immer neu erfunden wird, erstaunt und beunruhigt zugleich.

## Projektlandschaften

Das 19. und frühe 20. Jahrhundert, zugleich die Blütezeit der Humboldt-schen Universität, vermag geisteswissenschaftliche Grossprojekte mit staatlicher und privater Finanzierung beträchtlichen Volumens reichlich vorzuweisen, man denke an die vielbändigen Editionen der europäischen Literaturen, die grossen Ausgrabungen und Expeditionen, die gigantischen Kunst- und Materialsammlungen, an denen und mit denen methodische Durchdringung und gedankliche Ordnung kulturellen Traditionsguts aufgebaut worden sind. Hätten Eckpfeiler ganzer Gebäudekomplexe philologischer und historischer Disziplinen wie Textkritik und Quellenkritik ohne sie überhaupt entstehen und sich bis in ihre modernen Gegenentwürfe hinein behaupten können? Projekte wie (ich nehme wieder Beispiele aus meinem Fach) die *Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft* oder das *Corpus Inscriptionum Latinarum*, das man einmal treffend als das Archiv der westlichen Zivilisation bezeichnet hat, wären ohne ein Maximum an wissenschaftlicher Autonomie, die aus der Sache heraus grosse Ziele anvisiert, zum Scheitern verurteilt gewesen.

Die heutige Projektlandschaft in den Geisteswissenschaften sieht etwas anders aus. In dem Masse, wie das *Projekt* an sich, dessen höhere Form das *Drittmittelprojekt*, und die Verwandten mit ebenbürtigem Appeal *Kompetenzzentrum*, *Forschungsschwerpunkt*, *Sonderforschungsbereich* zu Zaubersworten des Erfolgs in der Event- und Trendwissenschaft werden, entsteht ein Zwang zum Projekt und verändern sich die Projekte selbst. Ich versage mir die Reflexion über den aktuellen Zusammenhang zwischen der Ergebnisprojektion des Drittmittelgebers und der cleveren Projektverpackung des Drittmittelwerbers. Eine konsequente Steigerung dieses Zwangs äussert sich an deutschen Universitäten bereits in der Anpassung der Besoldung an erfolgreiche Drittmittelakquisition. Das Gebot, seine Forschung in finanz- und personalmittelkräftigen Schwerpunkten und Kompetenzzentren zu profilieren, lässt über längst produktiven Zentren und bewährten Kompetenzen an den Lehrstühlen und Instituten eine Suprastruktur aufquellen, deren Kosten die Fakultäten und Institute zu Einschnitten ins eigene Fleisch zu nötigen droht. In den Instanzen, die Forschungsförderung programmieren, scheint

„Das Gebot, seine Forschung in finanz- und personalmittelkräftigen Schwerpunkten zu profilieren, lässt über längst produktiven Zentren und bewährten Kompetenzen an den Lehrstühlen und Instituten eine Suprastruktur aufquellen, deren Kosten die Fakultäten und Institute zu Einschnitten ins eigene Fleisch zu nötigen droht.“

„Wo sich die Kriterien der Wertschätzung auf eingeworbene Summen und *output* an Berichten und Abschlüssen verlagern, stimuliert dies nicht nur kriterienkonformes Verhalten und unterminiert Qualität, sondern verdrängt zunehmend die freie Initiative und Autonomie der Wissenschaft in Nischen der Geringschätzung.“

systematisch verdrängt zu werden, dass in Geisteswissenschaften Spitzenleistungen erbracht worden sind und werden, wo überhaupt keine Drittmittel eingeworben, ja nicht einmal Gruppen am Werke sind. Hinter der Interdisziplinarität eines originellen Buches bleiben viele Drittmittelprojekte weit zurück. Ihre kritische Durchmusterung würde nämlich zeigen, dass die publizierten Ergebnisse nicht selten wiederum bloss Sammlungen von Einzelarbeiten sind, Konglomerate, aber keine Organisationen von Gedanken und Materialien mit einem gemeinsamen Erkenntnisgewinn. Schon der Gegenstand, auf dem der Schwerpunkt liegt, zu dem die Synergien gelenkt werden sollen, darf verschwommen bleiben. Eine Broschüre zur geplanten Einführung eines neuen Kompetenzzentrums wiederholt in beinahe jeder Zeile die Glanzwörter *Vernetzung, Inter- und Transdisziplinarität*, statt zu sagen, was eigentlich erforscht werden soll. – Damit man mich auch hier nicht missversteht: Gute Projekte und Schwerpunkte sind eine Bereicherung. Wo sich aber Forschung an ihnen allein bemisst, sich die Kriterien der Wertschätzung auf eingeworbene Summen und repetierbaren Output an Berichten, Abschlüssen und Druckerzeugnissen verlagern, stimuliert auch dies nicht nur kriterienkonformes Verhalten und unterminiert Qualität, sondern verdrängt zunehmend die freie Initiative und Autonomie der Wissenschaft in Nischen der Geringschätzung.

## Qualität in den Geisteswissenschaften

Es trifft nicht zu, dass Qualität in den Geisteswissenschaften nicht fassbar sei, auch wenn sie sich nicht objektiv messen lässt. Ich wage die Behauptung, dass unter erfahrenen Fachgelehrten derselben Disziplin ein hoher Grad an Konsens über die Qualität von Forschungsleistungen erzielt wird. Eine der Säulen der Qualitätssicherung geisteswissenschaftlicher Forschung war bis heute das Gutachten. Aber auch das Gutachten gerät unter Druck.<sup>15</sup> Man braucht es schneller, durch Zählen, Messen, Einordnen. Das Gutachten herrscht an verschiedenen kritischen Schwellen des alltäglichen Wissenschaftsbetriebs, von der höchsten, der Berufung auf einen Lehrstuhl, zur untersten, der Validierung einer Seminararbeit. Fast auf jeder Stufe herrscht struktureller Notstand. Beginnen wir am zentralen Punkt, dem Urteil über Annahme zur Publikation in einem fachwissenschaftlichen Organ oder Zurückweisung. Die unüberschaubare Pluralität der Journale und Reihen, der Trends und Prioritäten in den Geisteswissenschaften lässt kein allgemein anerkanntes System des *reviewing* zu. Publikationstempel wie *Nature* oder

„Die unüberschaubare Pluralität der Journale und Reihen, der Trends und Prioritäten in den Geisteswissenschaften lässt kein allgemein anerkanntes System des *reviewing* zu.“

*Science* existieren bei uns nicht. Herausgeber, einzelne oder Gruppen, sind als *peer reviewers* besonders in der Masse überfordert, in dem sie gleichzeitig an Universitäten gutachten, lehren, leiten, reformieren und organisieren. Der Zeitschriften und Reihen, wo Eingereichtes langsam und gründlich gelesen, aufs Komma geprüft wird, sind zu wenige, und sowohl das Fachwissen als auch die Zeit, die diese schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe erfordert, sind zusammen vielleicht noch in nichtuniversitären Forschungsinstituten vorhanden, die Reihen und Zeitschriften herausgeben, an der heutigen Universität aber immer seltener.

„Die Arbeit der Kommissionen, aus Schlangen stellenloser Aspiranten auf eine Professur, Stapeln der von ihnen eingereichten Publikationen ein klares Profil zu gewinnen, wird schwieriger von Jahr zu Jahr.“

Die edelsten der Gutachterkommissionen sind die Habilitations- und die Berufungskommission. Doch das Zeitbudget auch für diese normalerweise in Fakultäten als verantwortlichen Instanzen zu bewältigende Aufgabe schmilzt im Semester für Semester volleren Terminplan ungefähr ebenso dramatisch, wie die Bewerbungen zunehmen. Die Arbeit der Kommissionen, aus Schlangen stellenloser Aspiranten auf eine Professur, Stapeln der von ihnen eingereichten Publikationen ein klares Profil zu gewinnen, wird schwieriger von Jahr zu Jahr. Die ohnehin vorhandene Neigung, Trendiges zu bevorzugen, verstärkt sich angesichts der Tatsache, dass auch hier intensivere Lektüre (wenn diese überhaupt noch stattfinden kann) sich auf eine Auswahl der in ihrer Ausrichtung, Themenwahl und Methode modernen Kandidatinnen und Kandidaten beschränkt, nachdem eine Vorauswahl nach formalen Kriterien wie Alter, Karriereverlauf, Zahl der Publikationen etc. schon stattgefunden hat. Nida Rümelin schreibt dazu: „Was quer zu den gegenwärtig gerade akzeptierten Meinungen steht, was sich nur unzureichend auf die als relevant erachtete Fachliteratur stützt, was allzu originell ist, findet – verständlicherweise – Widerstand.“<sup>16</sup> Ich füge dem nur ungern ein Weiteres hinzu: Gerade Gelehrte, deren Arbeiten und Vorträge eine überdurchschnittliche Beherrschung ihrer Disziplin, des Materials wie der Methoden – jene seltene und glückliche Befähigung zu gleichsam spielerisch sicherem Umgang mit ihnen –, erkennen lassen, erzeugen Ängste: Was ich nicht kann, ist mir unheimlich.

*Powerful minds* für die Wissenschaft ausfindig zu machen und ihr zuzuführen ist die nicht minder edle Aufgabe der Nachwuchsförderung. Das ist ein Feld, das sich in verschiedenen Richtungen weit über die Universität hinaus erstreckt und von vielen bestellt wird, in erster und vielleicht wichtigster Instanz von den Schulen. An den Hochschulen der Schweiz sind die materiellen Grundlagen der Wissenschaftlerexistenz noch weit entfernt von der

systematischen Destruktion, die in England und Deutschland um sich greift. Der Unterschied manifestiert sich an der dortigen Verwahrlosung der Gebäude, Lern- und Lehrmittel und dem stumpfsinnigen Ambiente nicht minder als am Sold nach der neuesten Struktur. Es bleibt abzuwarten, ob man damit das beste geistige Potential in die deutsche Wissenschaft locken, ob man künftig noch wählen kann, wen man fördern will.<sup>17</sup>

Es ist unverzichtbar, dass die Gelehrten selbst sich der Auswahl des Nachwuchses und der in ihren Kreis zu berufenden Kolleginnen und Kollegen mit jeder gebotenen Intensität widmen müssen. Umso bedenklicher ist die sinistre Wirklichkeit, der gemäss diese Kerngeschäfte durch die beständig wachsende Serie von Sitzungen aller möglichen Gremien und Kommissionen Jahr für Jahr eingedämmt wird. Dieses Karussell wird nicht zum wenigsten dadurch in Gang gehalten, dass wir selbst dazu neigen, es für abwechslungsreich und interessant zu empfinden. Und es verwundert nicht, dass im Gesamtgebäude der universitären Selbstverwaltung immer neue Aufgaben hinzu erfunden werden, die uns diese Beschäftigung verschaffen wollen. Doch ist dies bei den meisten längst in Frustration umgeschlagen, seit die Reform auf allen Ebenen gewissermassen zum Selbstläufer geworden ist. Die notorische Überfrachtung des wissenschaftlichen Personals mit Projekten ehrgeiziger Administratoren, die Fakultäten, Institute und Seminare mit E-Mails, elektronischen Eingabemasken, Erhebungsbögen, Berichtspflicht- und Sitzungsterminen dem Dauerstress eines permanenten experimentellen Umbaus ihrer Strukturen und Regeln, Arbeitsabläufe und Kommunikation aussetzen, droht die für Forschung und Lehre zu investierenden Kräfte zu erdrücken.

„Die notorische Überfrachtung des wissenschaftlichen Personals mit Projekten ehrgeiziger Administratoren droht die für Forschung und Lehre zu investierenden Kräfte zu erdrücken.“

## **Betreuungsverhältnisse und Studierendenzahlen**

Vollkommen klar ist, dass die Selektion der Besten und die optimale Förderung wissenschaftlicher Begabung eine hohe Investition persönlicher Betreuung verlangen. Das alte Humboldtsche Ideal der Symbiose des Lernens und Forschens wird unter aktuellen Betreuungsverhältnissen, die in nicht wenigen Massenfächern vorherrschen, nahezu ausgeschlossen. Aber hier verrät sich eine merkwürdige Paradoxie, die jeder kennt und die meisten verdrängen. Jedes Fach strebt nach möglichst hohen Studierendenzahlen, beklagt indes zugleich die Verschlechterung der Betreuungsverhältnisse. Man könnte es schärfer zugespitzt umgekehrt formulieren: Jedes Fach strebt

danach, günstige Betreuungsverhältnisse zu besitzen, fürchtet indes nichts so sehr wie einen Rückgang der Studierendenzahl. Denn im gesamten Kabinett der Evaluationsinstrumente ist die Arithmetik der Studierendenzahlen die schärfste und gefürchtetste Waffe. Sie ist zweischneidig! Gesetzt, die aktuellen Studierendenströme, die sich auf Fächer und Fächergruppen der Philosophischen Fakultät verteilen, spiegeln ein einigermaßen zuverlässiges Bild von Berufsaussichten sowie Art und Umfang künftiger Berufsfelder (mithin von der *employability* der jeweiligen Studierendengeneration), so könnte diese Zahl die Richtung angeben für den internen Umbau der Universität zu einer berufsbildbezogenen Diplomhochschule.<sup>18</sup> Aber bemisst sich die gesellschaftliche Relevanz eines akademischen Faches an den Studierendenzahlen allein? Oder rechtfertigen die für eine moderne Gesellschaft unentbehrliche Rückbindung der Bildung an kulturelle Traditionen und das grundsätzliche Offenhalten des wissenschaftlichen Zugangs zu allen Aspekten der Realität die Existenz von gewachsenen Fächern wie Ethnologie oder Mittelalter wie die von Publizistik und Medienwissenschaft oder Psychologie?

Die Unsicherheit jedenfalls über das *quo vadis universitas* – der Zwitter Universität und Diplomhochschule, der die Studierenden und Dozierenden gleichermaßen frustriert,<sup>19</sup> – blockiert sachorientierte Strategien fakultärer Zukunftsplanung. Die Massenfächer rufen nach immer mehr Professuren zur Reduktion des Betreuungsverhältnisses auf ein erträgliches Mass.<sup>20</sup> Die schon abschätzig als Orchideen klassifizierten Miniaturfächer aber auch zunehmend diejenigen mittlerer Grösse, von der Furcht befallen, abgeschafft oder marginalisiert zu werden, ersinnen listige Zugangserleichterungen – jeder irregeleitete Student zählt!

## Studiendeflation

Das erste und prominenteste Opfer in diesem unehrlichen Spiel ist das Latein. Es ist müssig, zum tausendsten Mal die Unverzichtbarkeit des Lateins für ein genetisches Verständnis europäischer Kultur darzulegen und damit die Abwehrreflexe der von dieser Predigt genervten Kolleginnen und Kollegen zu evozieren. Die Wirtschaft braucht kein Latein. Während in Deutschland im Schuljahr 2004/2005 die Anzahl der Griechischschüler um 7,2%, der Lateinschüler um 8,9% zugenommen hat und Latein die drittstärkste Fremdsprache ist, sorgt an den Universitäten die oben benannte Furcht da-

für, dass der Druck zur Verdrängung des Latein aus den Geisteswissenschaften steigt. Das geht so weit, dass man an deutschsprachigen Universitäten *Kulturwissenschaft der Antike* ohne Lateinkenntnisse lehren will. Sinologie ohne Chinesisch wäre eine Parallele. Hier droht ein progressiver Provinzialismus, für den die Vernachlässigung der alten Sprachen bloss symptomatisch ist. Das Problem erstreckt sich sehr viel tiefer in den Fächerkanon der Geisteswissenschaften hinein und bezieht sich nicht auf sprachliche Defizite allein, sondern vor allem auf inhaltliche. Und dem leistet ein System Vorschub, das die Studienanforderungen am *work-load* einer Generation von Seminarteilnehmern misst, die zu über 50% nebenher jobben: Leistung = Aufwand an Stunden pro Kreditpunkt, nicht das Erreichen eines Ziels wie z.B. die Beherrschung einer Sprache zu ihrer Anwendung auf Meisterwerke unserer Tradition, die Kenntnis einer Literatur oder das Verstehen eines Theorems.

## Nachwuchsüberhang

Über den Studierendenzahlen thront das Quantum der Abschlüsse. Ich spreche nicht von den berufsqualifizierenden, sondern nur von den wissenschaftlichen. Hier beginnt eine überaus virulente, internationale Nachwuchsproblematik in den Geisteswissenschaften.<sup>21</sup> Institute und Lehrstühle nach ihrem quantitativen Output an Dissertationen und Habilitationen zu evaluieren, erscheint vor diesem Hintergrund als ein unverantwortlicher Unfug. In den Geisteswissenschaften existiert ein Überhang an habilitiertem Nachwuchs, der im gegenwärtigen System grösstenteils keine Aussicht auf eine Professorenstelle hat und in den ausseruniversitären Bereich abgedrängt wird. Das verstärkt zwangsläufig den Druck der Politik auf die Universitäten, Lehre und Nachwuchsförderung auf eine breite berufliche Qualifikation hin zu strukturieren, statt sie an der Forschung zu orientieren. Der Einwand, Forschung sei für eine Ausbildung auf Spitzenniveau unerlässlich, ist mit dieser Realität nur noch schwer zu vereinbaren. Der Abbau an Sprachkenntnissen und Inhalten macht diffusen Ausbildungswünschen nach *Führungskompetenz* und *kommunikativen Fähigkeiten* Platz, die uns rätseln machen, worin jemand, der sein Fach nicht beherrscht, führen und was er kommunizieren soll. Die Aussichtslosigkeit auf eine akademische Dauerstelle oder eine vergleichbare Anstellung im wissenschaftsnahen Bereich erhöht die Frustration der Betroffenen desto mehr, je bedenkenloser Nachwuchs um der reinen Abschlusszahlen willen produziert wird. Dieselbe Aussichtslo-

„In den Geisteswissenschaften existiert ein Überhang an habilitiertem Nachwuchs, der im gegenwärtigen System keine Aussicht auf eine Professorenstelle hat und in den ausseruniversitären Bereich abgedrängt wird.“

sigkeit lässt es Angestellten im Mittelbau als etwas Fragwürdiges erscheinen, die kostbaren Jahre mit einer Forschung zu verbringen, die sie für einen ausserakademischen Beruf nicht gezielt weiterqualifiziert.

## Wie weiter?

Was kann, was muss getan werden? Was ergibt sich aus unseren Beobachtungen und Fragen für die Geisteswissenschaften? Noch sind diese in Europa auf höchstem Niveau. An der Strategie, sie kleinzureden und als nutzlosen Kostenfaktor zu eliminieren, wirkt das Wissenschaftsklischee mit, das uns einredet, allem US-amerikanischen Bewunderung zu zollen und die Nobelpreise zu zählen. Aber es gibt keine Nobelpreise in Philosophie, Archäologie, Geschichte, Germanistik, Sprachwissenschaft. Gäbe es sie, müssten wir uns um die internationale Reputation unserer Wissenschaften erst recht keine Sorgen machen. Wer vor der Wirklichkeit im transatlantischen Vergleich nicht die Augen verschliesst, wird die oft bemerkte aber in der Bildungsdiskussion einfach nicht zur Kenntnis genommene Spitzenposition der Geisteswissenschaften an unseren Universitäten bestätigen. Um sie nicht zu verlieren, muss der geisteswissenschaftlichen Forschung und der auf hohem Niveau symbiotisch mit ihr vereinten Lehre irgendwo ihr Freiraum zurückgegeben werden. Das ist in erster Linie nicht eine Frage des Geldes und der Schaffung neuer Professorenstellen, wenn diese auch für einige Fächer ein erster Ausweg aus der Notlage zu sein scheint. Die Institute und Professuren müssten das Zeitbudget und die Autonomie über die Organisation ihrer Wissenschaft wiedererlangen. Die Wertschätzung ihrer Tätigkeit dürfte sich nicht auf die Zahl und die Verpackung ihrer Produkte, sie müsste sich wieder auf deren Inhalte konzentrieren.

„Die Institute und Professuren müssten das Zeitbudget und die Autonomie über die Organisation ihrer Wissenschaft wiedererlangen.“

Den Studierenden der Geisteswissenschaften müssten wieder inhaltlich definierte Ziele vorgegeben werden, nicht leere Zeithülsen, Zeilen und Seitenzahlen ihres Arbeitsaufwandes: Dazu ist, wie mir scheint, in vielen Fächern zumindest auf der Bachelorstufe eine Kanonisierung des Lern- und Lesestoffes unerlässlich. Mir klingen sofort die Einwände im Ohr, aber ich beharre auf der Feststellung: Ein Fach mit noch so vielen originellen Professorinnen- und Professorenköpfen muss eine gemeinsame Vorstellung davon besitzen, was, d.h. vor allem auch: welche Inhalte es zu kennen, zu beherrschen gilt. Das Historische Seminar der Universität Zürich ist im Zuge der Bolognareform erfreulicherweise diesen Schritt vorangegangen und hat ei-

nen Kanon von Werken aufgestellt, aus dem angehende Historikerinnen und Historiker eine definierte Auswahl gelesen haben müssen (selbstverständlich sind die Titel nicht in Stein gemeißelt und können ergänzt oder ersetzt werden).

Damit müsste die verstaubte Theorie der 70er Jahre entrümpelt werden, wonach Inhalte lernen „repressiv“ und alles für alle geeignet sei. Es müsste den Bestrebungen entgegengetreten werden, die für ein wissenschaftliches Niveau unerlässlichen Anforderungen an Sprachbeherrschung und Sachkenntnissen einzudämmen, abzuschaffen und zu diffamieren. Ein erster Schritt dazu wäre die Überwindung der Illusion, der Reduktionismus könnte irgendetwas modernisieren, etwa an die Erfordernisse marktgerechter und praxisnaher Wissenskultur der Zukunft anpassen. Universitäre Geisteswissenschaft besitzt Kernkompetenzen, die bis jetzt nur hier vorhanden sind und nur hier vermittelt werden. Wenn man diese reduziert, bleibt nur noch übrig, was andere längst besser können. Ein Beispiel ist das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Journalismus: Der SPIEGEL, die NZZ oder die FAZ informieren schneller und detaillierter über den Konflikt im Kaukasus. Photomaterialien, Meldungen, Berichte, Interviews und Statistiken aus ihren Archiven, über ihre Agenturen und Informanten sind einer entsprechenden Ausstattung an den meisten Lehrstühlen überlegen, und sie bedienen das an aktuellen Themen aufbrennende Interesse treffsicherer als ein Historisches Seminar. Bei den ethnisch-kulturellen und historischen Dimensionen des Konflikts, bei der Landes- und Siedlungskunde, wo Kenntnis der Literaturen und Quellen in den dortigen Sprachen, z.B. Lazisch, Swanisch, Inguschisch, Ossetisch, Dagestanisch, Kurdisch, Tatarisch oder Kasachisch, erforderlich wären, stösst der Journalismus dagegen rasch an seine Grenzen – abgesehen davon, dass eine eingehende Untersuchung dieser Dimensionen nicht in Zeitungen und Magazine hineinpasst, aber gleichwohl gesellschaftlich relevant sein kann.<sup>22</sup>

„Universitäre Geisteswissenschaft besitzt Kernkompetenzen, die bis jetzt nur hier vorhanden sind und nur hier vermittelt werden.“

Doktoratsarbeiten und Habilitationsschriften erfordern eine verantwortungsbewusste Begutachtung, der das Potenzial der Verfasser für eine wissenschaftliche Karriere nicht gleichgültig ist. Schon von der Dissertation sollte man jemanden abhalten, der oder die mit Forschung überfordert ist. Da Geisteswissenschaften methodische Prinzipien teilen, sollte man die Validierung von Habilitationsleistungen nicht den Fächern überlassen, sondern sie über die mit Fachleuten besetzten fakultären Kommissionen in die Fakultät einbringen. Sehr nachdenkenswert ist der Vorschlag, den akademi-

„Mit akademischen Dauerstellen unterhalb der Professur böte sich dem Nachwuchs eine weitere Perspektive.“

schen Mittelbau nach amerikanischem Vorbild vom reinen *up or out* Prinzip der zeitlich befristeten Qualifikationsstellen mit dem einzigen Ziel der Professur zu befreien.<sup>23</sup> Mit akademischen Dauerstellen unterhalb der Professur böte sich dem Nachwuchs eine weitere Perspektive, und die ungünstigen Betreuungsverhältnisse in grossen Fächern könnten ohne die Multiplikation von Lehrstühlen abgebaut werden.

Die Kernaufgaben der Forschung und Lehre müssen sich ungestört entfalten können. Verwaltungsgremien sollten Aufgaben dahingehend lösen, dass Wissenschaftler entlastet, nicht befrachtet werden. Effizienter wäre es, technisches und Verwaltungspersonal dort einzusetzen, wo die ganzen Verordnungen, Bestimmungen, Erhebungen umgesetzt und bedient werden müssen, nämlich an den Lehrstühlen selbst. Mit Bibliometrie, dubiosen Rankings und Zitationsstatistiken den schon vorhandenen, sinnlosen Psittazismus ins Unermessliche steigern und zur raschen Ausbreitung von Zitierkartellen beizutragen, sollte sich von selbst verbieten. An kritischen Schwellen wie der Begutachtung von Habilitationen und der Berufung von Professorinnen und Professoren muss dem Zeit- und Arbeitsaufwand der Gutachterinnen und Gutachter realistisch Rechnung getragen werden. Dasselbe kann für kritische Phasen der Forschung geltend gemacht werden: Ein *opus magnum* bedarf, insbesondere in der Endphase, der Konzentration. Flexiblere Entlastungsstrategien als die des Freisemesters, in dem man ohnehin fast die Hälfte der routinemässigen Verpflichtungen nicht abschütteln kann, wären gefragt.

Der Ertrag der Humboldtschen Überzeugung, „dass gerade dann, wenn die Universitäten in Freiheit ihren Zweck verfolgen können, dies den staatlichen und gesellschaftlichen Interessen zum Besten gereicht“,<sup>24</sup> liesse sich an der Vergangenheit nachprüfen. Eine Bildungsstrategie, die auf diese Überzeugung gänzlich verzichtet, trägt ein hohes Risiko. Geisteswissenschaft an einer Universität, die diesen Namen verdient, erschöpft sich nicht in Ausbildung. Sie erzieht zum freien und zugleich methodisch strengen Erwerb von Urteilskraft. Das muss einer Gesellschaft, der über die Tagesgeschäfte hinaus an dem Woher, Wohin, Wozu gelegen ist, wertvoll sein. Und wenn dem so ist, wird sie zuletzt nicht einmal auf jenen Typus des Gelehrten verzichten dürfen, der nichts Nützliches vorzuweisen hat, bloss eine krummgezogene Seele.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> F. Nietzsche, Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe (KSA) 3, hg. von G. Colli und M. Montinari, München (1980, <sup>2</sup>1988) Neuauflage 1999, 614-615.

<sup>2</sup> U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Zukunftsphilologie! eine erwidrung auf Friedrich Nietzsches „geburt der tragödie“, Berlin 1872, 32, erneut in: K. Gründer (Hg.), Der Streit um Nietzsches „Geburt der Tragödie“. Die Schriften von E. Rohde, R. Wagner, U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Hildesheim 1969, 55.

<sup>3</sup> Brief an E. Rohde, November 1872, in: K. Gründer (s. Anm. 2), 1969, 316-317, Nr. 694.

<sup>4</sup> Diogenes Laertius, Leben und Meinungen berühmter Philosophen, übersetzt von Otto Apelt (1921), Philosophische Bibliothek 53/54, Hamburg 1998, 15.

<sup>5</sup> Nach Forschung & Lehre 12/2006, 671, Rubrik Fundsachen, s.v. „Der Einbruch der Untrainierten“.

<sup>6</sup> Eine bemerkenswerte Ausnahme: R. Brandt, Zustand und Zukunft der Geisteswissenschaften, Abschiedsvorlesung an der Philipps-Universität Marburg am 27. Juni 2002, <http://web.uni-marburg.de/kant/webseiten/br-abs2.htm>: „Heute zeichnet sich deutlich ein Wechsel zur Destruktion der Möglichkeit freier Forschung und Lehre ab, wobei die Selbst- und Fremdzerstörung der (nicht nur deutschen) Universitäten in der gegenwärtigen Phase nicht im Akt einer genau datierbaren Machtergreifung durch den Staat geschieht, sondern in einer langsamen, kaum merklichen äusseren und inneren Erosion und einer Invasion durch den Markt. Kaum einer befürwortet diese merkantile Metamorphose innerhalb der Universität, aber fast alle beteiligen sich notgedrungen an ihr.“

<sup>7</sup> M. Finetti, Wir sind Elite, Forschung & Lehre 2/2007, 61, spricht von der „geradezu unanständigen Inflation der Begriffe ‚Elite‘ und ‚Exzellenz‘“.

<sup>8</sup> J. Nida-Rümelin, Wider die Schmalspur-Wissenschaften. Albert Einstein wäre im heutigen akademischen Betrieb ohne Chance, Neue Zürcher Zeitung, 28. Dezember 2005, 41.

<sup>9</sup> P. von Matt, „Wissenschaft ist selten eine Sensation“, Interview im Tages-Anzeiger, 22. Februar 2001, 2.

<sup>10</sup> A. Fahrmeir, Zur ‚Krise‘ der Geschichte. Anmerkungen zu einer aktuellen Diskussion, Historische Zeitschrift 276, 2003, 561-579.

<sup>11</sup> F. Nietzsche, Morgenröthe, Vorrede 5, in: ders. (s. Anm. 1), KSA 3, 17: „Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor Allem Eins heischt, bei Seite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden –, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des *W o r t e s*, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzuthun hat und Nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht. Gerade damit aber ist sie heute nöthiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der ‚Arbeit‘, will sagen: der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit allem gleich ‚fertig werden‘ will, auch mit jedem alten und neuen Buche: – sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt *g u t* lesen, das heisst langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Thüren, mit zarten Fingern und Augen lesen ...“

<sup>12</sup> H.U. Gumbrecht, Der Luxus des freien Denkens, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 7. Januar 2007, 17: „Was die Geisteswissenschaftler nicht nur für Deutschland verloren haben [...], ist der Mut zu grossen gedanklichen Entwürfen und die Geduld zu profunder Gelehrsamkeit. Unsere Projekte wirken kleinteiliger und vielleicht unterhaltsamer für ein

breites Publikum von Lesern als die unserer Vorgänger – aber meist auch weniger exzentrisch.“

<sup>13</sup> Chr. Toepffer, Exzellenz, zweite Runde. Die Lebenslügen der Universität, *Forschung & Lehre* 2/2007, 82: „Aber es geht nicht etwa um einen Gegensatz zwischen diesen Wissenschaften einerseits [Natur- und Ingenieurwissenschaften, Medizin, C.M.] und den Geisteswissenschaften andererseits, sondern um ein dazu quer liegendes Spannungsfeld zwischen harten und weichen Wissenschaften. In harten Wissenschaften wie Mathematik und Sinologie muss man Jahre lernen und arbeiten, um mitreden zu können. In weichen Wissenschaften glauben zu viele, es gehe auch schneller. Die Folge ist eine inflationäre Aufblähung bis hin zur Erfindung von Pseudowissenschaften...“

<sup>14</sup> Siehe das Experiment des New Yorker Physikprofessors Alan Sokal mit dem nachträglich als Witz demaskierten Artikel *Transgressing the Boundaries: Toward a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity*, *Social Text* 46/47, 1996, 217-252. Schon auf der ersten Seite meint Sokal: *It has thus become increasingly apparent that physical “reality”, no less than social “reality”, is at bottom a social and linguistic construct; that scientific “knowledge”, far from being objective, reflects and encodes the dominant ideologies and power relations of the culture that produced it.*

<sup>15</sup> Zu betrüblichen Erfahrungen eines viel gefragten Gutachters: W. Mäntele, „Dear Biophysik“. Die ehrenamtliche Gutachtertätigkeit in Zeiten der elektronischen Kommunikation, *Forschung & Lehre* 11/2006, 632ff.

<sup>16</sup> Nida Rümelin, *Wider die Schmalspur-Wissenschaften* (s. Anm. 8), 2006, 41.

<sup>17</sup> P. Weingart, Der Fall Hwang Woo Suk. Wird Betrug in der Wissenschaft „normal“? *Forschung & Lehre* 2/ 2006, 77: „Wenn, wie in Deutschland, die Grundgehälter der jungen Professoren auf das Niveau von Lehrern gesenkt werden, um Leistungszulagen finanzieren zu können, wird damit eine Nichtachtung der Kopfarbeit kommuniziert, die mit grosser Wahrscheinlichkeit auf der Gegenseite die analoge Mentalität des Übervorteilens erzeugt.“

<sup>18</sup> Vgl. G. Kohler, Über die Weisheit der Igel und die Einsichten der Hasen. Wozu brauchen wir die Hochschule? *Neue Zürcher Zeitung*, 10. April 2000, 29.

<sup>19</sup> Kohler, ebd.

<sup>20</sup> Kohler, ebd.: „Ich plädiere nicht für die Vermehrung der Dozierenden in den bestehenden Fächern, sondern zunächst für die vorgängige Überlegung, ob hier nicht viele das Falsche oder falsch studieren.“

<sup>21</sup> Fahrmeir, Zur ‚Krise‘ der Geschichte (s. Anm. 10), 2003, 567-570.

<sup>22</sup> Vgl. J. Hörisch, *Die ungeliebte Universität*, München 2006, 96: „Byzantinistik galt über Jahrzehnte nicht gerade als Fach, auf das man unter keinen Umständen verzichten kann. Nach dem Zerfall Jugoslawiens und der politischen Neuorganisation im ganzen südosteuropäischen Raum ist es nicht nur für Politiker und Medienkonzerne, sondern selbst für Banken, Versicherungen, Werbeagenturen und Grosskonzerne wichtig, sich von Spezialisten erklären zu lassen, was denn der Unterschied zwischen Ost- und Westrom sei, warum Istanbul einst Byzanz und Konstantinopel hiess, worüber sich orthodoxe und katholische Christen streiten und welch unterschiedlichen Status ein Bild (nicht nur eine Ikone und nicht nur Mohammed-Karikaturen) in unterschiedlichen Kulturen habe.“

<sup>23</sup> Fahrmeir, Zur ‚Krise‘ der Geschichte (s. Anm. 10), 2003, 567.

<sup>24</sup> C. Meyer/H.U. Rügger, *Idee und Zukunft der Universität*, in: M. Hermann/H. Leuthold/Ph. Sablonier (Hg.), *Elfenbeinturm oder Denkfabrik. Ideen für eine Universität mit Zukunft*, Zürich 1998, 55-68, 58. Erneut in: *Quo vadis universitas* Nr. 1, Mai 2005, 6.